

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 26 (1923)

Artikel: Die heutigen Strömungen in der Literatur der französischen Schweiz
Autor: Clerc, Charly
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572895>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die heutigen Strömungen in der Literatur der französischen Schweiz / Von Charly Clerc

Die welschen Prosaschriftsteller.

Schon Doyen Bridel suchte unserer Dichtung den Erdgeruch der Heimat einzuflößen; unermüdllich wiederholte Juste Olivier die Forderung: „Vivons, de notre vie!"; noch eindringlicher erhob C. F. Ramuz seine mahnende Stimme zu dem Rufe: Werde du selbst! Wie mancher andere noch hat das Wort Amiels aufgegriffen, wir hätten Besseres zu tun als „Wasser in die Seine zu tragen"; wie mancher, von Rodolphe Loepffer bis zu Philippe Godet, hat die Schriftsteller im Welschland beschworen, nicht Nachahmer von Paris zu sein. — „Sei du, bleibe du, werde du selbst!" ... in Gottes weiter Welt wüßte ich kein Land, wo man dieses Gebot den Autoren so oft als erstes und größtes eingeschärft hätte. Noch ehe wir der Welt das Geringste zu sagen wissen, sehen wir uns bereits vor diesen kategorischen Imperativ gestellt, verpflichtet man uns zur Selbsterkenntnis und zur Festigung unserer Sonderart. Wären Aufrichtigkeit des Wollens, intime Kenntnis seiner selbst

und des Heimatbodens ausreichende Voraussetzungen der Kunst: die romanische Schweiz besäße wahrlich ein bewundernswertes Schrifttum. Ich bin fest überzeugt, daß man in keiner Provinz Frankreichs so genau weiß, worauf es in der Literatur ankommt, wie bei uns.

Freilich: dem Kritiker ist dieses Wissen förderlicher gewesen als dem poetischen Talent; die Feinheit der Beobachtung und des philosophischen Denkens hatten davon größern Gewinn als die schöpferischen Kräfte des Dichters. Zum bessern Verständnis unseres literarischen Lebens, unserer Bestrebungen, Schwächen und Erfolge ist es daher gut, wenn wir uns vorerst das Erbe des neunzehnten Jahrhunderts deutlich vergegenwärtigen, das Erbe, das durch die Namen Binet, Amiel, Loepffer und Juste Olivier charakterisiert ist. In seinen „Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung" hat Robert Faesi für seine deutschschweizerischen Zeitgenossen einen Stammbaum entworfen. Da weist er nach, inwiefern und auf welche Weise die geistige Eigenart Gott-



Zürcher Trachten: Stadtknecht und Weinausrufer (Anfang des 17. Jhdts.)

helfs, G. Kellers, C. F. Meyers und Spittlers in der literarischen Spiegelung der Bauernseele und des Kleinbürgertums, in der Neubelebung des Heldentums und der Vergangenheit, im poetischen Ausdruck des Mythos und der kosmischen Weltbetrachtung heute noch fortwirkt. Das sind aber alles im vollen Sinne des Wortes reichsprudelnde Quellen dichterischer Einbildungskraft und Erfindungsgabe, und wir irren wohl nicht mit der Annahme, unsere Zeitgenossen in der deutschen Schweiz seien auf diesem Gebiete mit einer robusteren Lebenskraft begabt als wir.

Ueberlegen wir einmal: was macht eigentlich den geistigen Wesenskern eines Vinet aus? — Ein über die Maßen feinfühliges christliches Gewissen, eine starke Neigung, die Werke der Schriftsteller zu durchforschen nach dem, was den Geist hebt, und ihn zu schärfen durch die Erkenntnis menschlicher Größe und menschlichen Elends.

Und die Hinterlassenschaft Amiels? Worin besteht diese? Vor allem in einer leidenschaftlichen Vorliebe für die Analyse, in einer nicht zu sättigenden Wißbegier des allen Eindrücken der Wirklichkeit und der Kultur zugänglichen Intellekts, die stets bereit ist, fremden Göttern einen Altar zu errichten oder — nach seinem eigenen Ausspruch — in der „hospitalité infinie de la pensée“.

Und die Eigenart Loepffers? Ein guter Geist, sonder Zweifel: der einer Kleinstadt, die man sich nicht größer wünschen möchte; der eines Künstlers und Spießbürgers, eines Spatzvogels und ernsthaften Menschen in einer Person; der eines vergnügten Wandersmanns, der — niemals allein — Streifzüge durch die Alpen, durch Savoyen unternahm, eines Mannes, den malerische Schönheit und christliche Weisheit mit Begeisterung erfüllten.

Und Juste Olivier? Was blieb uns von ihm? — Seine Erzählungen sind in Vergessenheit geraten. Die wenigen Leser, die wieder einmal zu seinen Versen greifen, finden darin die Schilderung und Verherrlichung des Waadtlandes, der Gefilde am Fuße des Jura, der Viehweiden von Grignon; einen Dichter lernen sie kennen, für den Poesie dasselbe bedeutete wie Liebe zur Scholle, die seine Wiege trug, wie ehrfürchtiges Heimweh nach Gott, dieses Erdenflecks Schutz und Schirm. Alle seine Lieder, Balladen, Naturbilder und Anekdoten in Versen rufen jene wohlbekanntesten Gegenden in unser Gedächtnis, alle ermahnen uns, den Blick emporzuheben zu einem andern Vaterlande. Denn nirgends finden wir eine so sichere Zuflucht wie im Jenseits:

„Messenger, messenger qui parcourt la campagne . . .
Ton bras est vigoureux, ton pied est sûr et léger;
Songes-tu qu'à ton tour, messenger, messenger ? . . .“

Das ist ein Fingerzeig gen Himmel; eine Predigt ist es stets, die andächtige Zuhörer verlangt, eine immer wiederholte Beteuerung, daß:

„il n'est pas là tracé pour rien,
le chemin de toute la terre“.

Unsere vier Ahnherren aus dem neunzehnten Jahrhundert — der Denker, der Dilettant, der Erzähler und der Dichter — haben alle eine Lehre für uns bereit, wollen von etwas Zeugnis ablegen, eine nützliche Lebenserfahrung mitteilen, die, aufrichtig, wie sie geboten wird, dem einen oder andern vielleicht als Begleitung durchs Leben dient. Sie haben ja bekanntlich in der deutschen Schweiz eine gleichartige Ueberlieferung; es genügt, an Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller zu erinnern, um festzustellen, daß auch bei Ihnen drüben die Literatur von einem moralischen Impuls ausging und erzieherische Zwecke verfolgte. Um Gemeinplätze zu vermeiden, will ich mich hierüber nicht weiter verbreiten.

Allerdings: Gotthelf und Keller haben trotzdem echte Gestalten und unvergeßliche Erzählungen geschaffen. Nun will ich durchaus nicht überschätzen, was in dieser Hinsicht unserer Literatur abgeht. Ebenjowenig möchte ich gegen Loepffer einen Tadel aussprechen, dessen Figuren uns noch heute ein ungeschmälertes Vergnügen bereiten. Und doch könnte ich diese nicht ohne ernstliche Bedenken mit den fernhaft und lebensvoll gestalteten Menschen im „Grünen Heinrich“ oder in den „Züricher Novellen“ auf eine Stufe stellen. Unsere Vergangenheit weist zweifellos tiefschürfende Analytiker und scharfsichtige Darsteller landschaftlicher Schönheit auf; wo aber wäre ein Erzähler zu finden, kraftvoll genug, daß er Schule gemacht hätte — wie Keller — und im Auslande auf Jahre hinaus als Verkörperung der welschen Volksseele gelten könnte? Wo in unserm neunzehnten Jahrhundert wäre ein Lyriker zu entdecken, dessen bildlicher und sprachlicher Ausdruck noch unverblühen genug anmutete, um der Poesie der Gegenwart als Vorbild zu dienen? Wo der Schriftsteller, dem das Doppelgeschenk der Phantasie und des Stilgefühls in die Wiege gelegt worden wäre, so daß wir Jüngern uns ihm rückhaltlos und ehrlich anschließen könnten?

Man hat sich bei uns ernsthaft mit literarischen Dingen befaßt, wir besitzen ein Publikum, dessen Interesse und Kultur auf bemerkenswerter Höhe stehen; es bleibt also nichts anderes übrig, als den Schluß zu ziehen, daß — wenn wir vom kritischen Essay und der Naturschilderung absehen — der literarische Boden bei uns überraschend arm war. In auffallender Weise versagt die Phantasie (in dem Sinne, den die deutsche Sprache dem Worte beilegt). Für einen Zeitungsredaktor in Lausanne oder Genf ist z. B. nichts schwerer erhältlich als ein Roman oder eine Novelle, vorausgesetzt, daß er Erzählungen von bloß lokalem Interesse und schlecht geschriebene und gebaute Machwerke pflichtgemäß ablehnt. Essayisten, Literaten, Gelehrte und Tageschriftsteller klopfen häufiger an seine Tür als Erzähler und Dichter von Beruf. Und dennoch: gar so arm sind wir nicht, und die Generation, die uns einen Ph. Godet geschenkt hat — den klarsten französischen Schriftsteller der welschen Schweiz — und Ph. Monnier — dessen einzigartige Sensibilität und sprühender Geist uns heute noch täglich fehlen —, diese Generation hat uns in der literarischen Welt zu dauerndem Ansehen verholfen. Und dann darf man auch nicht übersehen, daß unser Landesteil um ein Bedeutendes kleiner ist als die deutsche Schweiz. Und rechnen wir all die Mittelmäßigkeiten ab, die ich keines Wortes würdigte, so atmet unsere literarische Vergangenheit eine solche moralische Reinheit, zeigt sie ein so reiches Innenleben, eine so lebenswarme Ergriffenheit im Angesicht der Natur und der Schönheit des Alltags, oder mit einem Worte: so viel Gesundheit, daß ein solcher Besitz wahrlich wertvoll genug ist, um nicht in Vergessenheit zu geraten. Mag immerhin der Boden von Natur nicht eben fruchtbar sein, so hat man ihn doch geliebt, gepflegt und zwanzigfach umgegraben. Wär's da nicht sonderbar, wenn er nicht schließlich doch etwas hervorbrächte? Im selben Maße wie die schöpferische Phantasie hat uns damals auch die Fähigkeit gefehlt, das Kunstmittel, die Sprache, zu meistern. Ist es anmaßend, wenn ich versichere, daß diese Unfähigkeit heute weniger verbreitet ist und daß, obwohl das Volk in der romanischen Schweiz noch immer ein schlechtes Französisch spricht, die jungen Schriftsteller, nicht ohne Mühe und erst spät — wie alle schweizerischen Autoren — sich einen eigenen Stil oder doch wenigstens einen bessern Ruf geschaffen haben und ihren Acker zu bebauen wissen.

*

Wenn ich sage „ihren Acker“, so ist das nicht einmal eine Metapher. Wer nämlich den heutigen Stand unserer (wie übrigens auch der deutschschweizerischen) Literatur darstellen will, muß mit der zahlreichsten und am meisten vom Erfolg

begünstigten Gruppe von Schriftstellern beginnen: den Heimat- und Stammesdichtern. Die Landschaft, die wir zunächst ins Auge fassen wollen, ist die der Waadt; ihre zwei Hauptvertreter sind: Benjamin Ballotton und C. F. Ramuz. Sie sind einander so unähnlich wie nur möglich; aber wirkliche Erzähler sind sie beide, und das dürfte mich entschuldigen, wenn ich sie in einem Atemzug nenne.

Ballotton ist der Mann des großen Bucherfolges. Bis auf den heutigen Tag genießt er die nie erkaltende Bewunderung des Durchschnittslesers. Von Genf bis in den Berner Jura hinein erstreckt sich seine Gemeinde. Er hatte das Glück, von der Académie française preisgekrönt, in der „Revue des Deux Mondes“ gedruckt, von der belgischen Akademie glänzend aufgenommen zu werden. Denke man über ihn, wie man wolle: er gehört zu den wenigen, die uns Westschweizer der Welt bekanntgemacht haben. Wir wollen hier nur seine Waadtländer Romane näher betrachten. Wie alle Heimatdichter, wie die schweizerischen Erzähler überhaupt, wählt er seine Helden unter den Bauern und Kleinbürgern. Sein Hauptinteresse gilt — wie das seiner Vorgänger — rechtschaffenen, notleidenden und jovialen Leuten. Wo bei ihm seelische Konflikte vorkommen, werden sie regelmäßig zum Guten gewendet kraft jenes unverwüßlichen Optimismus' und jener humorvollen Lebensbejahung, die der Waadtländer seinem Klima, seiner Geschichte und seinem wohltemperierten Christentum verdankt. Das ist eine angenehme und geruhsame Gemütsverfassung; in Keller und Kirche, auf Straßen und Feldern äußert sie sich in Kernsprüchen und lustigen Einfällen; in Gebärde und Betonung tritt sie zutage. Und Ballotton macht sich ein spaßhaftes Vergnügen daraus, das alles darzustellen. Ich sage: „ein spaßhaftes Vergnügen“, und ich meine das wirklich so. Am Ausgangspunkt seines Schaffens steht eine Karikatur oder nicht viel anderes: die „Portes entr'ouvertes“. Man findet da allerhand Ergötzliches, besonders wenn man ein Waadtländer ist. Dieses Buch ähnelt — wie noch einige weitere — den „Baudoiserien“, einer Gattung, die andere mit weniger Temperament und grobschlächtiger pflegen. Gewiß: in der Gestalt seines „Potterat“ drängte er die ganze Weisheit und Schalkhaftigkeit eines Volkes zusammen. Dieses Verdienst wollen wir ihm gar nicht in Abrede stellen. Leider aber macht sich dieser Heimatdichter die Sache etwas leicht: in seinen Erzählungen nimmt die Darstellung des Heimatlichen auf Kosten des Allgemeinmenschlichen und der Zeichnung der Charaktere einen allzu breiten Raum ein. Seine Gestalten erfreuen sich ihrer Mehrzahl nach einer solchen körperlichen und seelischen Gesundheit, ihre Psychologie ist so gradlinig, wie die Natur sie auch im glücklichen Waadtland nicht in allzuvielen Exemplaren hervorbringen dürfte. Aus all dem spricht eine so bewußte Neigung, erbaulich zu wirken, alles rosig zu sehen und selber darüber Rührung und Freude zu empfinden, eine so heilige Gewißheit, in allem und überall auf Erden erringe das „gute Herz“ den Sieg, daß ich mich bei dieser Lektüre dem wirklichen Menschenleben weit entrückt und, um es gerade herauszusagen: mitten in die sogenannte „Volksliteratur“ statt in die „Literatur an sich“ versetzt sehe. Nein, es genügt wirklich nicht, „bien de chez nous“ zu sein. Würde die liebenswürdige Oberflächlichkeit dieses Schriftstellers wenigstens noch durch einen originellen Stil wettgemacht, wäre Ballotton ein Meister der Sprache, dann freilich könnten wir ihn wesentlich höher werten. Aber ach — auch mit seinen nur allzu häufigen sprachlichen Nachlässigkeiten, mit den wiederholt auftretenden kindischen Details, mit seinem recht gewöhnlichen Geschmaç im bildlichen Ausdruck ist er ganz „de chez nous“. Doch in einer Gegend, wo die Romanciers so dünn gesät sind, wäre es unrecht, von den Schwächen eines fruchtbaren Erzählers ein großes Wesen zu machen.

In Ramuz besitzen wir einen schöpferischen Geist von wesentlich weiterem Blickfeld. Auf ihn richten sich heute die Augen aller, die der Meinung sind, unser

Schrifttum sollte „vivre de notre vie“. Ihr Interesse gilt dem unentwegten Streben eines Dichters, dessen Ehrgeiz darin besteht, ein französischer Schriftsteller zu sein und sich doch stets als Waadtländer aus Cully zu erkennen zu geben. Dieser einzigartige Künstler bildet heute den Mittelpunkt unseres literarischen Lebens. Er denkt nicht daran, die Bürger seines Kantons zu unterhalten oder ihnen erbaulichen Trost zu spenden. Sein Ziel ist ein Werk, das den Tag überdauert. Was kann er damit erreichen? Die Pariser Kritik wird vielleicht die hohe Bedeutung seines Versuchs nie zu würdigen wissen. Für sie mag er ein interessanter Provinzdichter sein — weiter nichts. Aber die Ehrlichkeit seines Unterfangens sollte denn doch auf alle, die das Problem des „Regionalismus“ in der Literatur interessiert, ihren Eindruck nicht verfehlen.

Das beste Mittel, die Leute einer Landesgegend darzustellen, erblickt er im Finden eines ihrem Wesen angepaßten Stils. Nicht nur ihre Gespräche will er wiedergeben; es sollen vielmehr ihre Gebärden und ihr ganzes Gehaben mitsamt den charakteristischen Umrissen der Landschaft anschaulich vor unsern Blicken erstehen. Dabei fehlt Ramuz das Hilfsmittel der Mundart oder eines diese charakterisierenden sprachlichen Akzentes; er will einfach die französische Sprache diesem Mangel anpassen. Haben die waadtländischen Bauern beim Gehen ihre ganz besondere Haltung, haben sie eine ganz bestimmte Art, ihr „fossoir“ zu führen — warum sollte der dieser Gegend entstammende Schriftsteller nicht auch die Feder auf seine eigene Weise handhaben können?

„Simple docilité à la topographie,“ sagt er; „une carte est là, encore une fois. De cette eau, autour de laquelle le rivage décrit sa courbe, de cette nappe, de cet amas, résulte d’abord un climat; elle nous impose un certain régime de vents et de pluie, donc un certain fonctionnement du sol, donc une certaine lumière, c’est elle qui par là situe l’objet dans l’atmosphère, elle nous détermine dans nos cultures qui sont une façon de vivre; elle nous détermine en tout... Une forme, pour l’instant, tout est là... O accent, tu es dans nos mots, tu n’es pas encore dans notre art. Tu es dans la geste, tu es dans l’allure et jusque dans le pas traînant de celui qui revient de faucher et de tailler sa vigne: considérez cette démarche et que nos phrases ne l’ont pas.“

Und sein sehnlischer Wunsch lautet:

„Qu’il existe, un jour, un livre, un chapitre, une simple phrase, qui n’aient pu être écrits que chez nous, parce que copiés dans leur inflexion sur telle courbe de colline ou scandés dans leur rythme par le retour du lac sur les galets d’un beau rivage, quelque part, si on veut, entre Cully et St-Saphorin, — que ce peu de chose voie le jour, et nous nous sentirons absous.“

Dieses „peu de chose“ ist nun ans Licht getreten, und es erweist sich als eine bedeutsame Leistung. Noch kein französischer Schweizer hat mit solcher Energie den Versuch gewagt, ohne ein Vorbild vor Augen zu haben, seinen Volksstamm, sein Land und das, was sie verwandtschaftlich miteinander verbindet, zum Ausdruck zu bringen. Die schwere Erde des Waadtlandes, das langsame Denken, der unbewußte Mut, die jahrhundertalten zählebigen Gewohnheiten des Landmannes und des Weinbauern — all das ist in diesen unter dem hiesigen Himmel und im Schimmer dieses Sees geborenen Büchern für alle Zeiten festgehalten. Ausschließlicher als die meisten schweizerischen Schriftsteller wählt Ramuz seine Gestalten unter den Niedriggeborenen und Ungebildeten. Die welsche „Intellektualität“, die ich zu Anfang dieses Artikels erwähnt habe, die Kultur, die ihren Ursprung in der Reformationszeit hat, die Krisen im philosophischen Denken und im Gewissen, die im verflochtenen Jahrhundert eine so große Rolle spielten, die demokratische Idee, die unsern Charakter gestählt hat — Ramuz scheint nichts davon zu wissen. Um uns das Volk in all

seiner Wirklichkeit vor Augen zu stellen, geht er bis zum Primitiven zurück. Mit bewußter Absichtlichkeit kümmert er sich nicht darum, was Schule und Kirche aus diesem alten Volksstamm gemacht haben, nicht um die Ausnahmemenschen, die ein bestimmtes religiöses oder politisches System im Laufe der Zeit heranzubilden vermochte. Die natürliche und dauernde Erscheinung des Menschen waadtländischer Wesensart besitzt sein Interesse ganz allein.

Es dürfte nun wohl verständlich sein, daß wir ihm eine besondere Stellung einräumen, verständlich auch, was an Gestalten wie Jean Luc, Aimé Pache, Samuel Belet neu ist. Sie erleben keine Abenteuer, sie erleben ein Schicksal. Stumpf vegetieren sie in den Tag hinein; sie sind unfähig, Ideen auszudrücken; ihr eigenes Gefühlsleben ist ihnen unklar; sie erleiden vielmehr nur dumpfe Empfindungen und folgen schwerfälligen Schritten ihren Instinkten. „Empfindungen“, „Instinkte“... schon diese zwei Ausdrücke sagen uns, daß das literarische Herkommen im Westschland dank Ramuz unterbrochen wurde, daß etwas Neues im Werden ist. Der Romanschriftsteller ist nicht mehr dazu da, um zu lehren und malerische Gegenden zu schildern. Er hängt nicht mehr mit zärtlichem Blick an den Helden seiner Erzählungen: die Dinge mit ihren Augen zu sehen, der Natur ihre Seele einzuhauchen, das ist nunmehr sein heißes Bemühen. Ueber eine Landschaft, einen Konflikt, einen Unglücksfall oder ein frohes Ereignis erlaubt er sich niemals Gedanken zu äußern, die ihnen nicht selber einfallen könnten; er wählt keinen bildlichen Ausdruck, der nicht ihrem täglichen Anschauungskreise angehörte. Das eintönige und dennoch jedem so teure Leben in dieser schönen Landesgegend mit all seinen Sorgen, die man in der Regel rasch vergißt, und den Augenblicken beschaulichen Vergnügens, das Werkzeug, das man jeden lieben Morgen wieder zur Hand nimmt...: das ist es, was uns seine Erzählungen alle veranschaulichen. Ramuz' künstlerische Absichten umschreibt Samuel Belet in folgenden charakteristischen Worten: „Et quant aux vivants, ils étaient trop heureux de reprendre leurs habitudes, en attendant le moment où elles leur déplairaient de nouveau, parce que tout est balancement — tout est recommencement dans le monde*.“

Romanschriftsteller sind unsere Heimat- und Stammesdichter alle nicht. Ich sagte bereits, daß es deren zwischen Neuenburg und Genf weniger gibt als Schilderer der Landschaft und Essayisten. Der Genfer Albert Rheinwald zählt zu beiden Gruppen. Auch er sucht seine Ausdrucksmittel in der Natur unserer Landschaft; auch in seinem Werk spielen Instinkt und Empfindung eine wesentlich größere Rolle als die Traditionen des romanischen „Esprit“. Indessen ist dieses Genf, der Schauplatz seiner Erzählungen, gerade ein Bollwerk des Esprit, und in der ländlichen Umgebung der Stadt gibt es keinen Ort, von dem aus nicht die Kathedrale und in ihrem Schatten das Collège sichtbar wäre. Obwohl Rheinwald sich als vollkommenen Heiden ausgibt, kann er doch nicht um die Vorurteile und die Vergangenheit der protestantischen Hauptstadt herumkommen; wohl aber flüchtet er sich täglich in aller Heimlichkeit in den Anblick der lieblichen Landschaft, der freundlichen Umrisse des Jura und des Abhanges von Coligny. In seiner „Lumière sur les terrasses“ wie in seinem „Pascal ou la dernière Croisade“ stellt sich uns Rheinwald als der Typus des „promeneur solitaire“, als Erbe Rousseaus und H. F. Amiels vor. Aber

*) Ramuz hat natürlich auch Schüler: wir besitzen eine Waadtländer Schule. Das ist die einzige literarische Schule, von der man bei uns reden kann. Man schwört da ein bisschen zu sehr auf die Worte des Meisters, der sich übrigens still verhält und lieber arbeitet als herrscht. Es mag genügen, die Dramen von Fernand Chavannes, die Novellen von Emmanuel Buenzod und die Essays von Edmond Gilliard zu durchblättern, um zu erkennen, welcher Meister diesen seinen Stempel aufdrückte. Auch fehlt es nicht an Malern und Musikern, bei denen man den Stil von Ramuz feststellen könnte.

auf seinen Spaziergängen findet er das, was seine vom Leben härter angefaßten Vorgänger nur stellenweise erhaschten: innere Beruhigung und Freude am Dasein. Ich wiederhole: es ist ein durchaus heidnisches Glück, das er unbedenklich mit Pascals Gnadenzustand auf eine Stufe stellt. Ich vermute, daß sich Loepffer mit dieser Auffassung kaum befreunden würde.

Ein temperamentvollerer Darsteller der Landschaft ist Gonzague de Reynold, der Verfasser der „Cités et pays suisses“, die wohl sein bestes Werk sind. Dieser Freiburger gibt sich nicht — wie seine Vorgänger — damit zufrieden, nur eine gewisse Landschaft dichterisch zu befeelen, nur sein Vaterhaus und dessen nächste Umgebung zu verherrlichen. Nicht bloß ein empfindsamer und beschaulicher Genießer landschaftlicher Schönheit ist er: er ist zugleich auch ein Barde und Geschichtsschreiber. Was er uns bieten möchte, ist eine „défense et illustration“ der ganzen Schweiz. Kaum faßt er eine Landesgegend, eine Ortschaft oder einen Marktflecken ins Auge, gleich kommt ihm eine Chronik, eine Gründungs-, eine Freiheitsurkunde oder ein Kriegslied in den Sinn, erinnert er sich an ein Gemälde oder einen Stich, die ihm zeigen, wie all das etwa drei, vier Jahrhunderte früher dem Blick oder dem Geist der damals Lebenden erschienen war.

„.... Quand ma patrie est née sur un pâturage au milieu des hommes libres rassemblés, j'étais là; pour elle, à genoux devant le coussin de pourpre, j'ai reçu de l'Empereur une charte latine au triple sceau; — et j'étais là encore lorsque la vieille Suisse achevait de mourir à la lisière ensanglantée d'un bois... Ainsi, j'ai combattu dans toutes les batailles, dont je porte les stigmates qui s'enflamment et saignent à chaque anniversaire ... et l'ombre des bannières, déchirées derrière moi s'éployait sur la plaine, comme une aile brisée de la Victoire.“

Reynold gehört als einziger den beiden Rassen an, welche die Schweiz bewohnen. Mehr als alle ist er Bürger aller Städte in der Eidgenossenschaft. Er schreibt zwar nur französisch; und doch ist er der Schöpfer und erste Repräsentant jenes literarischen „Helvetismus“, unter dessen starken Einfluß wir schon vor 1914 geraten sind. Lyrische Stimmung und topographische Belehrung, Heldengesang und plastische Darstellung des Landes, Geschichtsunterricht und Erziehung zur Tatkraft, eine empfindsame Reise an hundert Orte, die man doch genau zu kennen glaubte ... das ist die eigentümliche Mischung, die sich dem Leser der „Cités et pays suisses“ darbietet. Man darf es geradezu als ein Wunder bezeichnen, daß in diesen Schilderungen, in denen die Vergangenheit eine so große Rolle spielt und die Heldentaten unserer Vorfahren uns beständig in Erinnerung gerufen werden, nicht eine uns ungewohnte leichte Romantik sich überall vordrängt. Reynold liebt es, zur Charakterisierung schweizerischer Dinge und Orte klangvolle mittelalterliche Ausdrücke zu gebrauchen, fast allzuoft spricht er wie der Nachkomme eines Ritters oder eines Condottiere; er will eben seine Zeitgenossen zu männlicher Tatkraft anspornen. Die andern Heimatdichter, von denen die Rede war, träumen im allgemeinen ausschließlich von dem Glück, ein bestimmtes Fleckchen Erde zu bewohnen und dessen Sonderart und harmonische Beschaffenheit, ein jeder auf seine Art, wiederzugeben. Hier bläst einer zur Sammlung; er wandert von Tal zu Tal oder noch besser: von Bastion zu Bastion, schreitet die Grenzen ab rings um das Land, das er als Festung oder Manöverfeld auffaßt.

*

Ich habe absichtlich vier voneinander recht verschiedene Vertreter der Heimatdichtung ausgewählt: den Volkserzähler, den bedeutendsten „Regionalisten“, den lebenswürdigsten Essayisten und den originellsten unserer patriotischen Dichter. Obwohl nicht Vertreter ein und derselben Schule, zeigen sie alle dieselbe Liebe zur Heimat, dasselbe warme Interesse für ihren Volksstamm. Nun gibt es aber in der

französischen Schweiz auch Schriftsteller, denen der Sinn anderswohin steht, die etwas anderes erstreben, als nur eine bestimmte Landesgegend im Bilde festzuhalten. Psychologische und menschliche (zuweilen auch menschheitliche) Probleme halten sie mehr in Atem als die Freude an der Darstellung der Sitten des Landes und des engumzirkten Heimatglückes.

Das Journal von Amiel, die Kritik von Binet, sowie einige andere von gründlicher und feiner Reflexion zeugende Werke waren bei uns der einzige Ertrag der analytischen Begabung. Eine glänzende Ausnahme bildet der Roman „Adolphe“ von Benjamin Constant *). Denn das aufmerksame Studium des Ich, die Erkenntnis unserer innern Kräfte und Widersprüche — mit all ihrem Wechselspiel von Ernst und Ironie — hat die französischen Schweizer nicht, wie man annehmen sollte, auf den psychologischen Roman hingewiesen. Ihnen fehlte die liebenswürdige Geselligkeit, die so manchen französischen Autor zur Beobachtung der Mitmenschen anspornte. Und nicht nur dieser Geselligkeit und der Erfindungsgabe entbehrten sie, sondern auch der Kühnheit. Die Leidenschaften mit all ihren Wechselfällen wurden in diesen Kreisen viel zu ernst genommen, als daß sie zum Gegenstand künstlerischer Behandlung und Unterhaltung hätten werden können. Die restlose und blutvolle Darstellung von Gefühlserlebnissen verlangt aber eine in moralischer Hinsicht vorurteilslose, rein sachliche Neigung zu ihrer Ergründung. Nun ist unser Publikum durchaus nicht ohne Interesse für den psychologischen Roman, es fehlt ihm keineswegs an Verständnis für all seine Spielarten. Und doch muß gesagt werden, daß diese Gattung nicht unserm Boden entsproß. Unsere Vorfahren haben sie im Pariser Milieu gepflegt.

Doch fassen wir wieder unsere Generation ins Auge!

Ist es da nicht überraschend, daß die Genfer Romanciers Robert de Traz und Chenevière ihre Jugend in Paris verlebten und erst viel später die welsche Tradition kennen lernten? Auch heute noch schwebt ihnen beim Schreiben ein viel größeres Milieu vor als das ihrer Vaterstadt. Nichts an ihrem Stil weist zwingend auf die Herkunft der Verfasser hin oder atmet den Erdgeruch ihrer Heimat. Für sie besteht nicht, wie für Ramuz, die Frage, ob eine gewisse Eleganz der Sprache bei der Darstellung einer Bevölkerung, in deren Wesensart sie nicht begründet ist, zulässig sei oder nicht. Sie wollen nichts anderes sein als intelligente und kenntnisreiche Beobachter der Zeitseele.

In einem gewissen Sinne zwar sind ja die Romane von Robert de Traz — „La Puritaine et l'Amour“ und das schöne Buch mit dem Titel „Fiançailles“ — lokale Sittengemälde. Nur in Genf ist eine Familie Bourgueil denkbar, nur in Neuenburg die Schwestern Langin. Aber ein objektiver Erzähler führt sie uns vor Augen, kein optimistischer Schönfärber. Die soziale und menschliche Wesensart interessiert ihn mehr als das nationale und lokale Kolorit. Trefflich ist der Rahmen seines Gemäldes skizziert, aber lediglich skizziert. Das innerste Seelenleben in erster Linie enthüllt uns de Traz, und wie klar und mit welcher unerbittlichen Folgerichtigkeit tut er das! In einer etwas fühlen, mit klar geprägten Sentenzen durchsetzten Sprache erzählt dieser Romancier die Entwicklung einer Liebe oder irgend-einer lockenden Versuchung. Er fällt keine Urteile, er gerät nicht in sittliche Wallung, er stellt einfach fest. Keine Geringern als Bauvenargues und Stendhal sind die Vorbilder seines Stils. Auf einem Wege, den andere vor ihm gegangen, und den er auch gar nicht entdeckt zu haben behauptet, geht dieser Schriftsteller sichern Schrittes fürbaß, und er kennt sein Ziel. Noch keiner hat bei uns einen solchen moralischen

*) Ebenso die Romane von Edouard Rod, der, wie Benjamin Constant, unter wesentlich andern Einflüssen steht als nur denen des welschen Milieus.

Scharfblick und dabei eine so vornehme Zurückhaltung im persönlichen Urteil an den Tag gelegt wie er. In diesem Lande der Analytiker hat noch keiner so eifrig danach gestrebt, andere kennen zu lernen, und so wenig sich selbst in ihnen zu spiegeln oder sich an sie zu verlieren gesucht. Es wäre unmöglich, unbefangener zu sein als er. Und noch etwas: Robert de Traz hat in der welschen Schweiz den feinen Gesellschaftsroman eingeführt, im wahren wie in einem höheren Sinne des Wortes, das heißt: die Erzählung eines Gefühlserlebnisses in einer gebildeten Gesellschaft. Dank ihm und Chevenière sehen wir die gebildeten Stände ihren Einzug in unsere Literatur halten.

Fern von Genf liegt die „Ile déserte“ von Jacques Chenevière. In diesem kosmopolitischen Abenteuerroman — als was uns das Werk zunächst erscheint — sehen wir uns in irgendeinen Winkel des malaischen Archipels versetzt, wo zwei Angehörige der besten Gesellschaft, die, mit einem Luftballon verunglückt und auf wunderbare Weise dem Tod entronnen, zu einem Leben in der Wildnis gezwungen sind. Zwei Seelen und zwei Instinkte finden in diesem Mann und dieser Frau ihre Verkörperung. Beide sind so verschieden voneinander wie möglich; das Leben hätte sie sicher nicht auf längere Dauer einander nahegebracht. Die Einsamkeit aber zwingt sie nun täglich zu größerer Intimität. Doch von dem Augenblick an, da ein Schiff sie erlösen wird, da sie der Gesellschaft wieder angehören werden, müssen diese beiden Existenzen einsehen, wie sehr die Natur sie verschieden geschaffen hat. Die anmutige Form dieses Romans erinnert an Werke von Voltaire und Anatole France. Wir erleben da in beständiger Abwechslung und eindrucksvoller Darstellung Liebe und Zufallsglück, Sinnlichkeit und Geist in ihrem Zusammenspiel und in ihrer gemeinsamen Verschuldung, und nicht ohne ironische Streiflichter führt uns der Verfasser auf die unterhaltsamste Art die Psychologie zweier Menschen in der Einsamkeit und später in ihrer sozialen Umwelt vor Augen. Keiner unserer Romane mutet den Leser so französisch an wie dieses Werk. Seine geistige Einstellung, die mit leichter Hand hingeleiteten Andeutungen sind charakteristische Merkmale einer Kunst, die im Welschland bis heute allzusehr vernachlässigt worden ist.

Mit Genugtuung dürfen wir also feststellen, daß die Domäne, auf der sich die welsche Prosa seit so vielen Jahren betätigte, diesen beiden Dichtern eine wertvolle Erweiterung verdankt.

*

Aber noch eine andere Tendenz finden wir in den Werken der letzten Jahre vertreten: die Darstellung menschlichen Leidens. Ich rechne zu dieser Literatur des Mitleids nicht nur die Bücher, die aus dem Kriege hervorgingen und aus der Sympathie, die bei uns die Qualen der vergewaltigten Belgier und Franzosen wachgerufen haben. Während nämlich in der deutschen Schweiz das Unglück aller Kriegführenden und die Verdammung aller Kriege die pazifistische Literatur erzeugt haben, so haben sich die welschen Schriftsteller als weniger neutral erwiesen: sie haben Partei ergriffen. Bekannt sind die temperamentvollen Erzählungen, die Valotton den abgeurteilten Elsässern, den geblendeten französischen Soldaten, der Bevölkerung Savoyens, die so viele ihrer Söhne dem Vaterlande geopfert hat, widmete. Und zwischen 1914 und 1918 hat Noëlle Roger ihre „Carnets d'une infirmière“ und den Roman „Choix d'Andromaque“ geschrieben.

Schon vor dem Kriege hatte Noëlle Roger — deren schwermütige Bücher ja in mehrere Sprachen übersetzt sind — die Opfer des Lebens darzustellen begonnen: die Gefallenen, die Unverstandenen, die der Liebe entbehren müssen und die, denen die innere Stimme der Barmherzigkeit keine ruhige Stunde gönnt. Die Schriftstellerin verkörpert so recht die Tendenz der Menschenliebe, von der wir hier

reden. Es versteht sich eigentlich von selbst, daß die Dichterin des Leidens in der Stadt des Rotes Kreuzes geboren wurde und daß die welsche Schweiz in ihr eine typische Vertreterin erblickt. Noëlle Roger hat ganz Europa bereist. Das Elend in Heimat und Fremde ist ihr wohlbekannt. Sie erzählt was sie davon sah und was ihr die Phantasie eingibt. Nur eine Quelle hat ihre Inspiration: das Mitleid, ihr ganzes Wesen atmet innere Ergriffenheit. Man könnte ihr vielleicht zum Vorwurfe machen, ihre ununterbrochene Gemütsbewegung stumpfe schließlich den Leser ab. Aber in unsern schweizerischen Literaturen, wo — wie bereits bemerkt — die kleinbürgerliche Zufriedenheit und das ruhige Glück, in einem schönen Lande leben zu dürfen, einen so breiten Raum einnehmen, stelle ich trotzdem diese Vertrautheit mit der vielgestaltigen weiten Welt, den düstern Großstadtquartieren und den ewigen Leiden der Menschen mit Genugtuung fest.

*

Ich fürchte, bereits zu viele Namen genannt zu haben. Vielleicht hätte ich, um nicht oberflächlich zu werden, gründlicher über die Heimatdichter reden sollen, von denen, die ihre Aufgabe ganz einfach im literarischen Ausdruck unseres Lebens und unserer Scholle erblicken. Aber in keinem Lande auf der weiten Welt bildet der „Regionalismus“ für sich allein den Inbegriff der Literatur. Es wäre für unsere Kunst ein deutliches Armutszeugnis, wenn sich alle unsere Schriftsteller damit zufrieden gäben. Ich mochte es mir deshalb nicht versagen, wenigstens diejenigen noch kurz zu erwähnen, die als Vertreter des psychologischen Romans und des literarischen Ausdrucks mitfühlender Menschenliebe in den Augen der Mitwelt uns zur Ehre gereichen.

(Uebertragung von S. M.-B.)

Das Lebenswerk Jeremias Gotthelfs Von Hans Müller-Bertelmann

In der Vorrede zu den zwei Studentenbriefen von Jeremias Gotthelf, die wir im ersten Teil dieses Jahrbuches unsern Lesern bieten, hebt Dr. Rudolf Hunziker jene Stelle im zweiten Brief hervor, wo der junge Theologe Bihius seiner Schwester erklärt, er habe sich entschlossen, ein großer Schriftsteller zu werden. Damals war das Versprechen noch scherzando hingeworfen. Daß er es aber gehalten, das weiß heute jeder, der Gotthelfs Werke kennt, und wußte als einer der ersten Gottfried Keller, der dem politischen Antipoden tüchtig am Zeug flüchte wegen seiner einseitigen und zum Teil ungerechten Einstellung zum „Zeitgeist“ und seinen Vertretern und dennoch den urtümlichen Epiker, das größte epische Genie seit lange und für lange Zeit hinaus willig in ihm anerkannte.

Daß aber ein Schriftsteller von der Bedeutung Gotthelfs erst heute eine seiner würdige Ausgabe erhält, ist wahrlich nicht gerade ein Zeugnis großen literarischen Interesses in der Schweiz; es ist jedoch begreiflich, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten sich dem Unternehmen in den Weg stellten, Schwierigkeiten finanzieller¹⁾ und wissenschaftlicher Art, und wir dürfen es dem Verleger Eugen Rentsch in Erlenbach bei Zürich, der Familie Bihius, den Hauptherausgebern Rudolf Hunziker und Hans Bloesch und ihren Mitarbeitern, welche die Texte sorgfältig verglichen, hoch anrechnen, daß sie so viele Jahre nach Gotthelfs Tod noch den Mut hatten, eine

¹⁾ Auch die 1898 ff. in Bern erschienene Ausgabe der „Werke im Urtext“ von Ferdinand Better, die nicht völlig allen Anforderungen genügt, mußte unvollendet bleiben.